

Vera Schwelgin – Meine Wege aus Sand II – Malerei und Grafik Kunstkatzen Ahrenshoop 8.8.2024

Unsere Malerin feierte vor einem Jahr einen runden Geburtstag, ihren Achtzigsten. Unter bildenden Künstlern ist es üblich, bei solchen Gelegenheiten auf die vergangenen Jahrzehnte ihres Schaffens zurückzublicken, sich und der Öffentlichkeit, den Freunden und Wegbegleitern ihrer Kunst, in Form von Publikationen und Ausstellungen ein wenig Rechenschaft zu legen, um sich damit rückschauend auch der Folgerichtigkeit des eigenen, originären Weges in der Werkentwicklung zu vergewissern. Die Geschichte der öffentlichen Werkpräsentationen Vera Schwelgins, vor allem der letzten drei Jahrzehnte, ist bemerkenswert und spricht für eine hohe Anerkennung durch Kunstfreunde und Galeristen. Auffällig sind neben den gemeinsamen Ausstellungen mit Wolfgang Reinke, dem Lebenspartner, die Kombinationen mit befreundeten Kolleginnen, Malerinnen und Bildhauerinnen wie Ruth Heyder, Sabine Heller, Emerita Pansowowa und Gertraude Bauer. Solche Partnerschaften sind Ausdruck verwandter Intentionen und die Dominanz von Künstlerinnen auch Ausdruck der gewachsenen und längst selbstverständlichen Gleichberechtigung von Frauen in der Kunstszene.

Vera Schwelgin blickt zurück auf fünf Jahrzehnte künstlerischen Schaffens seit dem Studium an der Hochschule für Bildende Künste in Dresden, nachdem sie 1975 gemeinsam mit Wolfgang Reinke hierher, in den Norden der damaligen ostdeutschen Republik ins Fischland und nach Hirschburg zog, wo sie für ein Jahrzehnt Wohnung und Atelier gründeten, zur Selbstfindung fernab der Turbulenzen künstlerischer Zentren im Lande. Vor sechs Jahren hat der Kunstkatzen mit einer Jubiläumsschau daran erinnert, dass unser Künstlerpaar Vera und Wolfgang vierzig Jahre zuvor, 1978, ihre erste Ausstellung gemeinsam an diesem Ort, dem Ahrenshooper Kunstkatzen, präsentierten. Es ist also in gewisser Weise folgerichtig, auch dieses aktuelle persönliche Jubiläum Vera Schwelgins hier mit einer Werkschau zu begehen.

Liest man die Biografie der Malerin, fallen einem gleich zu Beginn der Ort und die Landschaft von Geburt und Herkunft auf: Warnalischken in Litauen. Aus heutigem historischem Abstand klingt das nahezu exotisch. Eine Landschaft zwischen Memel und Tilsit, jahrhundertlang Zankapfel großmächtiger Nachbarn; Preußen, Russland und Polen. Damals ein Agrarstaat mit deutscher Minderheit, heute eine prosperierende eigenständige Republik des Baltikums. In Meyers großem Konversationslexikon von 1906 kann man nachlesen: „Die Litauer, die sich sehr stark mit den Nachbarvölkern vermischt haben, sind blond, von festem Körperbau, religiös, in hohem Grad abergläubisch und hängen mit großer Zähigkeit an den althergebrachten heidnischen Gebräuchen.“ Ob da etwas auf die deutsche Minderheit und unsere Protagonistin abgefärbt hat?

Nach Antworten auf die sich mit den Lebens- und Schaffensjahren verstärkenden Fragen nach den Wurzeln und dem eigentlichen Zuhause in privaten Lebensdingen wie in verallgemeinerten künstlerischen Reflexionen suchte Vera Schwelgin in den bewusst gewählten Wahlheimaten des fischländischen Dörfchens Hirschburg wie dann und bis heute im großstädtischen Berliner Kreuzberg. In vagen Ahnungen ihrer

Mentalität und Weltempfindung könnte man der heimatlichen Herkunft, die sie ja als kleines Mädchen für immer verlassen musste, in Werken der Malerin nachspüren. Unsere Ausstellung hat sie mit dem Zitat der Eingangszeile des Gedichtes „Der litauische Brunnen“ ihres in Tilsit geborenen Landsmannes Johannes Bobrowski überschrieben: „Meine Wege aus Sand“. In Bobrowskis Gedicht-Sammlung „Sarmatische Zeit“, aus dem das Gedicht stammt, taucht das Wort „Sand“ immer wieder auf: als gilbender Sand, der aus den Wiesen drängt; als bleibende Spur im Sand; als Sand, den die Strömung treibt; „ich fall auf den Sand“ heißt es da und „Wir ließen die Dörfer im Sand“. Sand als Gleichnis, als Metapher und Symbol für Vergänglichkeit, für Spuren und deren Verwehungen und doch ein unvergängliches Element der Erinnerung.

Meine frühen persönlichen Begegnungen mit der Malerei Vera Schwelgins datieren in die ersten Jahre meiner Tätigkeit an der Kunsthalle in Rostock. Das Haus erwarb damals zwischen 1979 und 1985 vier Malereien, die das Frühwerk des ersten Schaffensjahrzehnts in Hirschburg treffend charakterisieren: Ein großformatiges Gruppenbild, das junge Frauen mit ihren Kindern in repräsentativer Zuordnung im Hirschburger Atelier zeigt, in demonstrativer Gelassenheit stolzen Selbstbewusstseins. Kein Wunder, dass dieses Bild 1982 die höheren Weihen durch die Aufnahme in die IX. Kunstausstellung der DDR in Dresden erhielt. Ein Porträt der verehrten greisen Malerin Elisabeth Sittig voller Würde und innerer Schönheit. Drei spielende Kinder in lichten Farben ausgelassener Fröhlichkeit und ein frühes Selbstporträt (1978) vor blühendem Busch mit einem ein wenig fragendem Blick dem Betrachter zugewandt. Alles im lockeren Duktus des Farbauftrags und der nachimpressionistischen Koloristik der berühmten Dresdener Peinture gemalt. Die junge Malerin kam aus einer guten Schule und war auf einem vielversprechenden Weg. Vera Schwelgin hatte in diesen Jahren zum Figurenbild gefunden, das fortan ihr Schaffen bestimmte und in dem weibliche Akteure dominieren sollten. In den Bildmotiven und deren Charakterisierung schwingt eine Sehnsucht nach Harmonie der Menschen untereinander und mit der umgebenden Welt. Allein eine gewisse maskenhafte Verschlossenheit der Physiognomien und ein Zug zur Entindividualisierung könnte man aus heutiger Sicht als Ausdruck wachsender Beunruhigung interpretieren, dem der Entschluss zu einem einschneidenden Wandel äußerer und innerer Seinsbedingungen folgen sollte, einem radikalen Paradigmenwechsel gleich.

Und so wuchsen Zweifel und Unbefriedigtsein an den Lebens- und Schaffensumständen in diesen Jahren des Hirschburger Refugiums, hier am Rande der ostdeutschen Republik. 1986 gingen Vera und Wolfgang in den Westen und fanden im Westberliner Kreuzberg das bleibende private und künstlerische Zuhause. Im malerischen Werk Veras kommt es zu einem Bruch mit als vordergründig empfundener Harmonie und Illusion. Ihre Bildwelt beherrschen nun verallgemeinerte Figurentypen einer elementaren Wahrheits- und Sinnsuche. Die Figuren werden in ihrer Körpergestik verknüpft, die Bildräume anonymer, die Körper häufig räumlich bedrängt und dem Betrachter in gewisser Schutzlosigkeit zugewandt. Das Welt- und Icherlebnis der Malerin gerinnt in ihren bildnerischen Adaptionen zu figuralen Ausdruckszeichen einer zumeist abstrahierten Körperlichkeit von Wesen, die eher

Wachträumen als alltäglicher Realität entnommen zu sein scheinen. Es sind „Kreaturen“ in der Wortbedeutung von „Schöpfung“, Geschöpfe der Malerin, von ihr geschaffene Wesen einer erfahrenen, erdachten, gefühlten oder geträumten ersehnten Welt.

Eine dominierende hieroglyphische Zeichenhaftigkeit der Figuren dieser Malerei und Grafik konzentriert sich in den zumeist eng begrenzten Bildräumen bis zu deren Aufhebung in Flächenprojektionen formelhafter Bildelemente, die so eine magische Ausdruckskraft als ikonisches Zeichen gewinnen. Eine trocken-leuchtende Farbigkeit erinnert noch an die malerische Herkunft Veras aus jener berühmten Peinture der Dresdener Malerschule.

Die Figurenwelt Vera Schwelgins war seit jenem Paradigmenwechsel Mitte der 1980er Jahre lange antikisch und christlich-mythologisch inspiriert. Sylphen und Sphingen, Kolosse und Parzen, Helena und Salome gehörten zu den bevorzugten Helden und Heldinnen ihrer Bildgeschichten, die letztlich „Seelenmetaphern“ eigener Welterfahrung und innerer Befindlichkeit sind. Die Schaffensphase der letzten Jahre schöpft aus jener jahrzehntelangen Figurenentwicklung und ist doch auch anders, von neuen, oft sehr persönlich geprägten Lebenserfahrungen, von konkreten Sehnsüchten und Hoffnungen erfüllt. Die Figuren sind von neu empfundener Diesseitigkeit und interpretieren Reflexionen über das menschliche Sein schlechthin und ganz konkret: über Alter und Zweisamkeit, über Beziehungen zwischen Menschen und zur Natur, über Zuwendung und Flucht. Die Einzelwerke verbinden sich zu einem Lebensfries um das Wesen der Frau und der Beziehung zum Mann: „Paar“, „Tröstung“ oder „Pietà“. Der Mensch bleibt in diesen Werken ein rätselhaftes Wesen; ein unergründliches und unberechenbares Phänomen der Schöpfung. Aus dem vergangenen Schaffensjahrzehnt begegnen sie uns hier als sinnbildliche Verkörperung der „Nacht“, als „Verbundene Schatten“ oder als geheimnisvolles selbstbildnishaftes Wesen als „Die andere Seite“. Die Bilder vermitteln dem Betrachter keine Wegleitung, ihren Sinn zu ergründen. Wir müssen uns auf einen widersprüchlichen Dialog einlassen und eben das macht diese Kunst so herausfordernd, einmalig und bereichernd.

Ein Kosmos der Gefühle, der Träume, Hoffnungen und Wünsche wird in emotional-melancholischen Stimmungen ausgebreitet; Lebensfreude und Sinnlichkeit, Traum und Wirklichkeit in einem. Es sind „Reisen ins Innere“, deren Ende nicht abzusehen ist und der Arbeit an der Staffelei im Kreuzberger Atelier noch manche Impulse verleihen wird.

Zum Schluss noch einmal Johannes Bobrowski, Veras Landsmann aus gemeinsamer litauischer Herkunft. Über den Dichter schrieb sein Kollege Horst Bienek, „seine Dichtung spricht mystisch und doch heutig über Landschaft und Geschichte, über Menschen und über den Kosmos, sie drückt Endzeit und Hoffnung aus, mit Ernst und Würde ohne feierlich zu sein und ohne Sentiment.“ Und da schließt sich der Kreis zu unserer Malerin und ihren Bildern, ihren „Wegen aus Sand“.

Klaus Tiedemann